

Drei Männer und ihre Kriege: Erinnerungen wie ein Minenfeld

Ein Soldat, ein Flüchtling und ein Zeitzeuge erzählen von ihren Erlebnissen

Der Elitesoldat

Der Eingang eines Militärlagers in Afghanistan, später Abend. Eine Gruppe Afghanen geht auf die Wachsoldaten zu. Diese rufen, nicht näher zu kommen, sie geben Warnschüsse ab. Doch ein Junge läuft weiter, seelenruhig, in den Händen eine Kalaschnikow. Anders B. will ihn erneut warnen. Er gibt einen Schuss ab und trifft – der Junge ist tot.

Später kommt die Mutter des Kindes angelaufen, laut klagend. Ihr Sohn sei taubstumm gewesen und habe die Warnrufe nicht hören können. Die Waffe habe er abliefern wollen. Und tatsächlich: Das Magazin ist leer.

„Die Bilder“, sagt der 52-Jährige, „gehen nicht weg.“ Und der Soldat hat unvorstellbar viele solcher Bilder in seinem Kopf. Ein Gespräch mit Anders B. ist wie ein Gang durch ein Minenfeld. Überall liegen Erinnerungen, die unvermittelt und grausam hochgehen können.

Er hat im Kosovo gesehen, wie Munition und Sprengstoff unter Babywindeln versteckt wurden. Um sie zu finden, hielt er Babys seine Waffe an den Kopf. „Man stumpft ab“, sagt er. Er hatte sich in eine Soldatin aus der Schweiz verliebt; sie war schwanger, die Hochzeit war geplant. Ihr letzter Einsatz vor der Heimreise, eine Handgranate – grausamer kann eine Liebe nicht enden.

Den Wagen, den Anders B. in Afghanistan auf eine Mine fuhr, kann man im Militärhistorischen Museum in Dresden sehen. Doch das Leiden, das der Krieg in ihm auslöste, sieht man nicht. Er bekommt starke Opiate, das lasse ihn ruhiger werden. Aber nachts kommen die Alpträume. „Ich schreie im Schlaf und schlage um mich.“ Anders B. leidet unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS). Es gibt Momente, da ist er wieder im Krieg – mitten in Kassel in der Fußgängerzone zum Beispiel. Ein Mann rempelte ihn dort an. „Drei Schläge, und er lag auf dem Bo-



In Reih und Glied: Schutzwesten und Helme liegen im Regal in einem Bundeswehr-Lager in Mazar-e Sharif, Afghanistan

Foto: epd

den“, sagt der frühere Elitesoldat nüchtern, „Das hat mich aber gar nicht interessiert.“ Der Krieg hat ihn misstrauisch werden lassen: „Ich habe nur Bekannte, keine Freunde.“ Und er neigt zu Extremen. Mit 280, 290 Stundenkilometern auf dem Motorrad über eine Bundesstraße, solche Sachen. B. richtet die Aggressionen auch gegen sich selbst, ungezählte Schnitte an seinen Armen zeugen davon. Anders B. träumt vom Auswandern. Nach Alaska, ans Ende der Welt – das ist weit weg vom Krieg.

Der Flüchtling

Wenn Achmed A. mit seiner Tochter telefonierte, bat sie ihn immer wieder um eine Burka. Sie hatte so oft gesehen, wie Frauen sich darunter verbargen aus Angst vor der Terrororganisation „Islamischer Staat“ (IS). Die Tochter von Achmed A. hatte Angst. Sie ist vier Jahre alt und lebte bis vor wenigen Wochen in Syrien.

Ihrem Vater, der 32 Jahre alt und Kardiologe ist, gelang im vergangenen Jahr die Flucht. Achmed A. hat erlebt, wie sein Heimatland langsam in den Bürgerkrieg

abrutschte. Er erinnert sich an den Tag, als er mit einem Freund Richtung Krankenhaus fuhr – zu seinem Arbeitsplatz. Plötzlich traf eine Kugel die Scheibe.

Sie waren zwischen die Fronten geraten und entkamen mit Vollgas. Es gab den Tag, als 500 Meter von seinem Haus entfernt eine Rakete einschlug, und den, als 300 Meter vor seinem Wagen ein Auto in die Luft gejagt wurde. Wenn sein Sohn heute das Geräusch von Flugzeugen höre, verstecke er sich in einer Ecke, sagt



Foto: Dellit

Vor dem Modell des alten Hanau: Günter Jacob hat den 2. Weltkrieg erlebt

Achmed A. Er erzählt von einem befreundeten Arzt, der vor zwei Jahren entführt wurde. „Ich denke, er ist tot.“ Sein eigener Bruder immerhin hat überlebt, oder, wie Achmed A. es halb deutsch, halb englisch ausdrückt: „Gott sei Dank, he survived.“ Ja, er hat überlebt, aber er zahlt einen hohen Preis, denn der Bruder wurde in die Armee eingezogen. Achmed habe ihm geraten, auf keinen Fall auf Unschuldige zu schießen, sondern in die Luft. Aber der Bruder tötete und leide bis heute darunter.

Irgendwann entschloss sich der syrische Arzt zur Flucht. Die Familie habe er nicht mitnehmen können, das sei zu gefährlich gewesen, sagt er. Erst jüngst kam sie nach. Achmed A. verkaufte, was er hatte: das Auto und sogar sein EKG-Gerät. Mit einem Freund und einem gemieteten Auto begann die gefährliche Reise, bei der sie einmal von IS-Kämpfern gestoppt wurden.

Türkei, Griechenland, Italien – Schlepper, gefälschte Papiere. Irgendwie landete Achmed A. in Nordhessen in einem schäbigen Zimmer: drei metallene Betten, drei Spinde, Flecken an der Wand, auf einem kleinen Fernseher läuft Fußball. „Es ist“, sagt Achmed A., „besser als Krieg.“

Der Zeitzeuge

In der Nacht, in der das alte Hanau versank, wurde Günter Jacob durch einen lauten Schlag wach. Der zwölfjährige Junge, der er damals war, öffnete die verhängten Fenster und sah das Unheil heranschweben. „Der Himmel war von Christbäumen hell erleuchtet.“ Christbäume wurden jene Leuchtkörper genannt, die für die Bomber das Ziel markierten.

Und das Ziel war Hanau, die Stadt, in der Günter Jacob aufgewachsen ist und bis heute lebt. Der Junge wusste, was das bedeutet: schnell in den Luftschutzkeller flüchten. Der Angriff war so heftig, dass die Tür des Kellers aufsprang. Günter und ein Nachbarsjunge stemmten sich dagegen, um sie geschlossen zu halten, doch der nächste Schlag riss die Tür komplett heraus, der Nachbarsjunge wurde verletzt.

Im Luftschutzkeller war es nicht mehr sicher. Gemeinsam mit seiner 16-jährigen Schwester lief er in die elterliche Wohnung, um ein paar Dinge zu retten: Tisch, Stühle, Töpfe. Sie bemerkten nicht, dass das Dach in Flammen stand. Der Weg durch

Dreimal Hindukusch und zurück

Jochen Sennhenn war zwölf Jahre lang Militärpfarrer

B lumen, Gartenzäune, die Heimatstube und die Feuerwehr – Uniformen, Stacheldraht, Raketenangriffe und Maschinengewehre: Jochen Sennhenn kennt zwei sehr unterschiedliche Welten. Der 52-Jährige war zwölf Jahre lang Militärpfarrer am Standort Fritzlar, nun ist er wieder Gemeindepfarrer, in Schemmern-Mäckelsdorf (Kirchenkreis Eschwege) mit neun Dörfern und 890 evangelischen Christen. Sennhenn weiß beide Arbeitsfelder zu schätzen, so unterschiedlich sie auch sind.

Vor dem Theologiestudium war er selbst bei der Bundeswehr und interessierte sich bereits damals für die Seelsorge unter Soldaten. Seinerzeit seien die Militärpfarrer innerkirchlich eher skeptisch betrachtet worden, doch das habe sich geändert. Nach seiner ersten Pfarrstelle in Felsberg-Gensungen wechselte Sennhenn in die Kaserne.

Schon damals sei klar gewesen, dass zum Amt auch Auslandseinsätze gehören, sagt Sennhenn. So war er dreimal in Afghanistan und erfährt dort, wie es sich anfühlt, Tag für Tag mit Raketen beschossen zu werden. Gerade im Einsatz sei der Pfarrer wichtig für die Soldaten, weil Probleme sich dort häufig zuspitzen. Beziehungen, Geldsorgen, Ärger mit Vorgesetzten: „Wir sind“, sagt Sennhenn, „oft der soziale Mülleimer.“ Und er meint das gar nicht negativ.

Bei der Bundeswehr erreiche die Kirche Menschen, die ihr eher distanziert gegenüber stünden, hat der Theologe festgestellt. Gerade Männer zwischen 20 und 55 Jahren seien in einer Gemein-

de selten präsent, in der Kaserne aber schon. Der Pfarrer trifft sie dort unter anderem beim Lebenskundlichen Unterricht, eine seiner Aufgaben.

Während der Dienstzeit gehört ein Militärseelsorger nicht zur Landeskirche, sondern ist Bundesbeamter. Allerdings mische sich der Bund nicht in seine Arbeit ein, und er stehe außerhalb der Bundeswehr-Hierarchie, sagt Sennhenn. Das sei eine große Chance, weil die Soldaten vertrauensvoll mit ihm sprechen könnten. Viele hätten während der Soldatenzeit eine andere Einstellung zur Kirche bekommen.

Und nun wieder das Dorf. Ganz bewusst ist Sennhenn dorthin gegangen, wo ein Gottesdienst selbstverständlich ist, wenn die Feuerwehr ihr Jubiläum feiert; dorthin, wo jeder jeden kennt und wo die Rolle der Kirche ganz klar ist: „Hier gehört man einfach dazu, das war bei der Militärseelsorge anders.“ ●

Olaf Dellit



Früher Kabul, heute Schemmern: Pfarrer Jochen Sennhenn

Foto: Dellit

die Stadt war gefährlich. In den engen Gassen fielen brennende Balken herab. Günter Jacob erinnert sich, wie die Turmhaube der Marienkirche förmlich explodierte und eine Stichflamme Herausschoss. Er erinnert sich auch, wie im Schlossgarten Verwundete und Tote abgelegt waren. „Da lagen auch verkohlte Leichen, aber ich habe mich nicht geekelt oder gescheut.“ Der Heldentod sei gut, so sei es ihnen eingetrichtert worden.

Der 19. März 1945 lässt Günter Jacob nicht los. 18 Jahre lang arbeitete der Glasermeister an einem Modell, um die historische Altstadt Hanaus detailgetreu auf 14 Quadratmetern auferstehen zu lassen. „Krieg ist die größte Dummheit, die die Menschheit begehen kann“, sagt der 82-Jährige. Wenn man durch die heutige Hanauer Innenstadt geht und Günter Jacobs Modell im Kopf hat, versteht man, was er meint. ●

Olaf Dellit